

(Nachdruck verboten.)

89]

Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreßer.

15.

Auch am Nachmittag ließ sich Lorenzen nicht sehen; als er dann aber am andern Tage freundliche Worte an Klara richtete und sie bat, ihm doch noch die letzten Stunden zu seiner „Poesie“ zu gewähren, machte Kempen große Augen und nahm zum Lobe Lorenzens an, daß dieser inzwischen eine bedeutende Zwiessprache mit sich gehalten habe, um den alten, gemütlichen Ton zu finden. Weshalb sollte sie ihm auch nicht sitzen und stehen, sobald er höflich zu ihr war, obendrein zu solchen Dingen, wobei es nichts zu sehen gab. Kempen war es überdies lieb, denn nun, wo sie beide im Atelier waren, mußte er seine nackte Figur liegen lassen; die Zeit aber durfte nicht totgeschlagen werden. Er konnte sein Grabrelief fortsetzen und auch allmählich an den Affen gehn, während Lorenzen ruhig sein Denkmal vollendete, das dann als Gipsabguß in die Gießerei kam, um in Bronze gegossen zu werden, nach dem drei Komiteemitglieder (Kensdahl war diesmal verhindert) die letzte Besichtigung vorgenommen hatten. Als die einzelnen Teile bei Gladenbeck zusammengestellt wurden, blieb Lorenzen ganze Tage fort, um in der Ziselierwerkstatt selbst noch die Hand anzulegen, damit die letzte Form herauskäme. Dadurch bekam wieder Kempen Freiheit der Bewegung zu seinem Mädchen in Lebensgröße. Er hatte den riesigen Drang-Utlang nur als eine Art Vogelscheuche angelegt, um wenigstens den Stand der Figur zu haben; denn ein unüberwindlicher Drang trieb ihn dazu, immer erst das Weib festzuhalten, gerade, als könnte ihm Klara wider Erwarten verloren gehn. Lorenzen sah das zwar alles, sobald er wieder auftauchte, was sozusagen nach vorheriger Anmeldung geschah; aber er hatte jetzt so viele andere Dinge im Kopf, daß er sich nicht weiter darum bekümmerte, höchstens nur heiße Blide auf Klara schießen ließ — in jenem stillen Einverständnis mit ihr, das großer Worte nicht mehr bedarf.

Aber der Herbst ging vorüber und alles blieb unverändert. Das Denkmal sollte Anfang Januar, am Geburtstag des Dichters, enthüllt werden. So benutzte Lorenzen die Gelegenheit, diesmal frühzeitig eine Weihnachtsreise nach Hause anzutreten, um gleich zwei Dinge miteinander zu verbinden. Zwar hatte er sich diese Fahrt anders gedacht, zu Zweien, wie früher, wo es undenkbar gewesen wäre, daß einer der Unzertrennlichen bei einem derartigen Ereignis sich abseits gehalten hätte; jedoch sagte er nichts, und als ihm Kempen, der diesmal in Berlin bleiben wollte, nur Glück und Heil wünschte, tat er den Mund nicht mehr auf. Schließlich war es auch besser, wenn Kempen gründlich die Zeit ausnützen wollte; um so eher würde die Stunde kommen, in der Klara ihr Versprechen halten könnte.

Lorenzen kehrte wirklich in Zufriedenheit zurück; nicht nur, daß man ihn in seiner eignen Heimat nach Verdienst gefeiert hatte, auch in weiteren Kreisen war seine Kunst gewürdigt worden. Die großen illustrierten Blätter hatten sein Porträt und Abbildungen des Denkmals gebracht und dabei die Figur der die Rose überreichenden Muse als einen besonders glücklichen Gedanken gepriesen; und auf dem Kleinen Bankett, das das Komitee ihm zu Ehren gegeben hatte, war von Kensdahl der Name Fritz Lorenzen besonders gefeiert worden. So hatte er also wohl das Recht, sich in seinem mit Krimmer besetzten Kaisermantel noch stolzer zu wiegen und fast mitleidig auf den Löwenkämpfer zu blicken, der als Atelierhüter in der äußersten Ecke des hohen Raumes stand, fast verkrümmter noch als vor Monaten in der Totenkammer der Ausstellung, wo man ihn wenigstens von allen Seiten betrachten konnte. Als er dann den Wust Zeitungen und Wochenblätter mit seiner Verberrlichung aus dem Mantel hervorholte, die Blätter einzeln vor Kempen ausbreitete und dabei Klara bedeutungsvoll ansah, war es, als wollte er ihr zurufen: „Na, was sagst Du dazu? Bist Du mit mir zufrieden? Wenn Dich das nicht reizt, dann weiß ich nicht!“

Kempen stand schweigend dabei, vernahm geduldig die kleine Prahlerei und lachte vergnügt, denn frischer Erdgeruch war wieder mit Lorenzen hereingedrungen, der die Gedanken mit Fortzug zu all den kernigen Gestalten und komischen Käuzen in der Kleinvwelt da draußen, die auch Kempen so genau kannte. Erst als er bemerkte, daß Klara aufmerksam alles zu studieren und mit einer gewissen Bewunderung darüber zu sprechen begann, wurde er ärgerlich. Er faßte an Lorenzens Rockfragen und taute auf mit der trockenen Frage: „Wo ist denn der Orden?“

Lorenzen fand diese Frage so wenig sträflisch, daß er durchaus ernst erwiderte, man wolle ihn zur Konkurrenz um das Kaiserdenkmal auffordern, und wenn er die Ausführung bekomme, werde vielleicht bei dieser Gelegenheit auch etwas für sein Knopfloch abfallen.

Dann, rasch wieder heimisch geworden im Atelier, staunte er über den Fortschritt in Kempens Arbeit, die bis auf die Füße nahezu vollendet war. Der Klumpen Ton zu Seiten des Mädchens, der ihm wie eine Karikatur dünkte, machte ihm Kopfschmerzen, und so fragte er, was das zu bedeuten habe.

„Das sollst Du werden,“ erwiderte Kempen, um einen Wit zu machen und zugleich die Eitelkeit des andern zu bestrafen.

Lorenzen jedoch, fast erschreckt darüber, seine innersten Gedanken so erraten zu sehen, bliete ihn verblüfft an, kaum eines Wortes fähig; erst als er zu der Ueberzeugung kam, daß Kempen sich dabei nichts gedacht hatte, bekam er die Sprache wieder, obwohl er sehr gedrückt herumtschlich.

Aber schon nach einigen Tagen rechte er sich bedeutend, denn diesmal wollte Kempen verreisen, und zwar nach Hamburg, wo sein Grabrelief so gefallen hatte, daß man mit einem neuen Auftrag auf ihn wartete. Da er seine alte Mutter seit einem Jahr nicht gesehen hatte, so gedachte er den Aufenthalt dort auf mehrere Tage auszudehnen, denn er war sicher, ohne Unruhe die Zeit verleben zu dürfen. Lorenzen trug sich mit den Gedanken zu neuen Skizzen für Kensdahl und hatte überdies eine Bestellung auf die Büste einer verstorbenen jungen Dame bekommen, die er nach einem kleinen Relief und nach Photographien zusammenbauen sollte, was eine höchst undankbare Arbeit gab. Klara wurde also während dieser Zeit überflüssig und konnte zu Hause bleiben und spazieren gehen, was sie mit einer gewissen Freude begrüßte.

Hinter Lorenzens Rücken spielten sich gewisse heimliche Dinge ab, was er bald bemerkte. Mehrmals ging Klara schon vor dem Dunkelwerden in Begleitung Kempens fort, und dann blieb dieser längere Zeit aus, ohne sich darüber zu äußern. Als dann aber Lorenzen eines Morgens erfuhr, daß Kempen den Abend zuvor bei Frau Munk zugebracht hatte, konnte er mit seiner Heiterkeit nicht zurückhalten.

„Weshalb lachst Du denn?“ fragte Kempen, der in zwei Stunden abfahren wollte und schon seinen Koffer mitgebracht hatte.

„Nun, ich mache mir so ein Bild,“ erwiderte Lorenzen und betrachtete ihn mit einem gewissen Mitleid, worauf aber der andere nicht achtete. „Ich kenne jemand, der immer darüber spottete, ich würde einmal gründlich hängen bleiben.“

„Das tuft Du ja auch,“ knurrte Kempen zurück. „Es gab eine Zeit, wo Du offener zu mir warst.“

„Ja, bist Du es denn?“ warf Lorenzen ein „Liegt allein an Dir,“ brummelte Kempen wieder. „Adieu. Halt alles in guter Ordnung.“

„Glückliche Reise, Kempen. Grüß mir herzlich Deine Mutter.“

„Danke. Soll geschehen.“

Kempen, den Koffer in der Hand, war hinaus. Lorenzen blieb allein mit seinen Gedanken zurück, die in seinem Kopf einen tollen Wirbel schlugen, gerade wie der Schnee draußen, der wieder einmal in großen Flocken an dem Fenster herniederstrich. Dann narf er sich auf einen Stuhl und dachte an das Auf und Nieder dieser letzten Jahre, die so große Wandlungen in ihrem Leben geschaffen hatten. Mit einem Ruck erhob er sich wieder und ging in den Nebenraum, wo der Schreibtisch stand. Heute um zwei Uhr, falls sie keine weitere Nachricht mehr bekäme, wollte Klara kommen, um endlich ihr Versprechen einzulösen, worauf er wie der dürstende Hund an der

Reife gewartet hatte. Wäre es nicht besser, er schreibe ihr noch durch Kehrpost ab, um nicht hinter dem Rücken des Freundes zum Verräter zu werden? Schon hatte er die Feder ergriffen, als er sich wieder erhob, durch das Atelier wandelte und halb unbewußt, wie ein im Traum handelnder, Kempens großes Modell aufdeckte, das er lange betrachtete. Und in die erneute Bewunderung mischte sich der grüne Neid, der alles Bessere in ihm ersticke und den starren Troß emporwachsen ließ, der nichts mehr von Schwäche wußte. So wie sie herrlich hier lag, so sollte sie ähnlich unter seinen Händen auferstehen, um mit ihrem göttlichen Leib die Beschauer zu entzücken.

Noch niemals war er flinker gewesen, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Er zog sich den weißen Kittel über, legte tüchtig in den Ofen ein, brachte unnötiges Beiverk beiseite, rückte den Tritt zurecht und baute das Ton skelett in halber Lebensgröße auf. Dann wusch er sich wieder die Hände, frühstückte behaglich, holte die letzten Kaffeebohnen hervor, dazu den Kuchen aus dem Mantel und wartete dann unruhig auf seine Erlösung von innerlichen Qualen.

Eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit stampfte jemand draußen mit den Füßen den Schnee ab, und als Lorenzen die Tür öffnete, fuhr er enttäuscht zurück, denn Sörgel, eine alte Pudelmütze auf, den Ueberzieherfragen bis über die Ohren geschlagen, trat mit einem „Guten Tag auch“ vergnügt grinsend herein, als hätte man bereits auf ihn gewartet. „Wie geht's den Meistern?“

„Ach, Sie sind's,“ sagte Lorenzen erwüchtert. „Ich hörte doch gleich, daß ein Pferd trampelte. Mensch, was bringen Sie für Schnee herein.“

„Dann kann ich wohl gleich kehren, man merkt, daß ich nicht hier war,“ sagte Sörgel mit derselben Gemüthlichkeit, von früher daran gewöhnt, mit solchen schönen Worten ausgezeichnet zu werden. Und er zog die Mütze ab, spritzte die Nase auf die Steine aus und machte dann Anstalten, das bunte Bauerntuch vom Hals zu nehmen und den derbflockigen Winterrock abzugeben. Während sein Blick rasch im Kreise ging, als sähe er wieder eine neue Welt vor sich, sog er mit Behagen die Wärme ein; und sein Auge blieb dabei an eisernen Ofen hinten hängen, wo so oft um diese Zeit seine liebste Stelle war.

„Nein, nein, das ist nicht nötig,“ fiel ihm Lorenzen ins Wort, der ihn so rasch als möglich wieder hinaus haben wollte. „Heute gibt's noch nichts zu tun, in acht Tagen vielleicht. Herr Kempen ist in Hamburg.“

„Das schadet nichts, Herr Lorenzen,“ sagte Sörgel gefaßt. „Ich mach mich gern nützlich, eine Schlafstelle habe ich schon. Es ist ja nur, weil ich mal wieder vorsprechen sollte.“

„Das ist alles sehr hübsch, Anton, aber ich kann Sie nicht gebrauchen,“ wandte Lorenzen wieder ein. „Ich bekomme gleich Modell.“

„Aber das tut doch nichts, Herr Lorenzen, ich geniere mich nicht,“ erwiderte Sörgel steifnackig, erstaunt darüber, daß man mit einem Male so viel Aufhebens davon machte.

„Ach, es ist ja eine feine Dame, da können Sie nicht hier bleiben,“ redete sich Lorenzen, der wie auf Kohlen stand, weiter aus.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Heringsfang.

Von Martin Andersen Nexö. Autorisierte Uebersetzung von Hermann Kih.

Der eine oder andere hat wohl, während er beim Frühstück die goldene Haut von seinem „echten Vornholmer“ abzog, einen fragenden Gedanken nach da draußen zur Tiefe gesandt, wo die Heringschwärme ziehen. Ich hab' den Gedanken weiter verfolgt und bin eines Nachts auf Vornholm mit hinausgefahren; hier ist das Ergebnis meines Fanges — ein Stück von der Chronik des Herings.

Am Nachmittag fand ich mich, der Verabredung nach, in dem kleinen Fischerdorf Melsted ein, um mit „auf Stromfang“ auszugehen. Es wehte aber zu stark, um auf offener See zu liegen und die Garne auszuwerfen; die Fischer gafften am Hafen zu den Wolken hinauf und warteten darauf, daß das Wetter etwas abflauen sollte. Gegen fünf Uhr legte sich der Wind ein wenig, und die vier überdeckten Boote — die ganze Flotille des Dörfchens — rüstete sich zur Ausfahrt. Frauen und Kinder und alte Männer vom Ofenwinkel rollten die Fanggeräte herbei und verstaute sie im Boote, schweren Ganges kamen die Fischer, ihre Proviantkästen auf dem Rücken; der schlechte Fang eines ganzen Sommers hatte diese Menschen mühsam und müde gemacht.

Wir waren die Letzten; wir saßen schon im Boot — zwei Fischer und ich — und warteten nur noch auf den dritten Mann. Alle Segel waren gesetzt, und „Mary“ zerrte ungeduldig an ihrer Vertauung. Dann kam er, ein junger, rotbackiger Geißel mit einem blonden Haarbüschel auf der Stirn; er hatte ein Fischermädchen mit Sommer sprossen an der Hand, und die beiden schlenderten mit wiegenden Händen die Mole entlang. Sie saßen einander nicht an und sagten nichts, standen nur eine Weile Hand in Hand da — glücklich versämmt. Dann sprang er ins Boot und ergriff die Ruderpinne, wir lösten die Vertauungen, und „Mary“ stach in See. Nun strahlte und funkelte der Bursche nicht mehr, hart und muskulös hielt seine Hand das Ruder umfaßt, er hieb den Blick scharf auf einen Punkt draußen in der Ferne — und biß zwei Zoll Kautabak ab. Wie er da so saß, sah er höchst zuverlässig aus mit seinen achtzehn Jahren; er war ein ganzer Mann, der binnen zwei Minuten das Weib und all sein Wesen von sich abstreifen konnte.

Wir andern lagen ausgestreckt auf Deck und pflauderten — hauptsächlich natürlich vom Hering. Wir waren ungesähr gleichaltrig. Damals, als wir Knaben waren, fiel der Heringsfang an den Küsten von Vornholm weit reichlicher aus. Mit der Ausfuhr war es zwar nicht weit her, der Vornholmer wurde allein damit fertig. In allen Häusern aß man zwei- bis dreimal am Tage gesalzene Hering. In jenen Zeiten war es keine Seltenheit, daß die Boote dem Sinken nahe vom Fange heimkehrten; und die Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer übers Land. Auf den Höfen der Bauern lagen die gewaltigen Salzässer bereit, sie spannten die Pferde vor die geräumigen Wagen und fort ging es, zur Stadt oder zum Fischerdorf. Zehn O!) auf jeden Erwachsenen und 3 bis 4 O!) auf jedes Kind rechnete man; und überall auf der Insel saßte man Heringe als Wintervorrat ein. Trotzdem fiel der Fang mitunter so reichlich aus, daß der Preis auf 15 Dere für das O!) sank und daß die Heringe nicht abzusehen waren und in großen Ladungen als Schweinesfutter verkauft oder auf den Kehrichthaufen geworfen werden mußten.

Es war eine Sünde und Schande. Doch da versielen einige darauf, die überflüssigen Heringe zu braten und nach Deutschland zu senden. Der Gedanke schlug jedoch nicht richtig an, und ebensovientig die Ausfuhr des frischen Herings auf Eis. Der Vornholmer Hering ist nur klein und er kann sich in der weiten Welt nur in geräucherter Zustände behaupten — und zwar nur, wenn der Vornholmer selber ihn räuchert. Niemand in der Welt kann den Hering räuchern wie er.

Jetzt sind die Absatzverhältnisse in Ordnung, rings an den Küsten von Vornholm stehen Hunderte von birnförmigen Räucheröfen, die den silberglänzenden Hering verschlingen und ihn golden wieder von sich geben, und die viel, viel mehr in sich aufnehmen können, als der Fischer zu fangen vermag. Und da draußen in der Welt ist man zehnmal so viele „echte Vornholmer“, als die Defen herstellen; so viel Raum hat der Markt — der Vornholmer Fischer steht auf der Höhe seiner Zeit. Trifft der Hering am Morgen ein, so wird er sofort zurecht gemacht und in Rauch gehängt; am Nachmittag wird er dann in Kisten gepackt und mit dem Dampfschiff geht er ab; der Kopenhagener hat ihn am nächsten Tag auf dem Frühstückstisch.

Aber jetzt, wo der Fischer nicht mehr zu überrumpeln ist, bereitet auch der Hering keine angenehmen Ueberraschungen. Es erregt weit und breit Aufsehen, wenn ein Boot mit hundert O!) heimkehrt; und es kommt vor, daß die Fischer Nacht für Nacht mit leeren Reggen zurückfahren. Die Lachsfisherei, die einer Vornholmer Bootsstille in einer Nacht 500 Kronen einbringen konnte, ist jetzt ein absterbender Erwerbszweig; und um das Leben durch die Heringsfisherei zu fristen, muß der Vornholmer Fischer Monatszüge in die Dfisee unternehmen — im Frühjahr an die preußischen Küsten, im Herbst in den großen und kleinen Belt und nach Gedser.

„Aber jetzt hoffen wir auf guten Fang“, sagen sie, und ihre Augen leuchten. Heut nacht bin ich für sie das Ungewöhnliche, das ihnen Glück bringen soll. Die Fischer nehmen leicht etwas als Vorbedeutung hin; ihr Erwerb ist launenhaft wie das Spiel, und das veranlaßt sie, dem Gleichgültigen Bedeutung beizumessen. In dem niedrigen Volke sind sie etwas für sich, Kapitalisten ohne Besitz, die Schmalzschneiden essen und mit großen Zahlen operieren. Durch ihre Bechhände wandern wohl 2 bis 300 Kronen in einer Nacht ins Boot hinein; und im Handumdrehen kann ihnen das Meer für 1 bis 2000 Kronen Gerätschaften fortnehmen.

Das Boot stampft vorwärts über das aufgeregte Meer hin, wo eine Welle der anderen gleicht, soweit das Auge sieht. Aber die Fischer, die still überlegen, wo sie heut nacht die Garne aussetzen sollen, haben Namen für jede Stelle, die wir passieren. Das Meer ist eingeteilt und benannt wie die Parzellen in einem Dorf. Jetzt segeln wir über die „Schäbel“ hin und die Leute gelangen zu dem Resultat, daß die „Nordwestbänke“ die Stelle sind, wo die Nege ausgeworfen werden müssen. Wir kommen von Süden her; andere Boote kommen von Westen, kreuzen unseren Weg und segeln nach Osten auf die „Ostbänke“ und die „Kirchenbank“ vor Ebaneke zu.

Das erinnert so menschlich an die Kopenhagener Hausfrauen, die gern ihre Waren in einem anderen Stadtteil holen und nicht da, wo sie wohnen; und ich lausche, um den Erörterungen der Fischer

*) 1 O! = 80 Stüd.

so recht auf den Grund zu kommen. Wissen sie etwas darüber, wo der Hering heute nacht schwärmt, oder wählen sie auf gut Glück? — „Warum die Korstosibänke?“ frage ich. — „Ein Boot hat in der letzten Nacht dort einen reichlichen Fang getan,“ erwiderte einer der Fischer. — „Nimmt man denn an, daß der Schwarm längere Zeit auf einer und derselben Stelle hin und her geht?“ — „Kein,“ sagt der Älteste, „wir wissen nichts Rechtes darüber. Es kann ebenso gut hier wie anderswo sein — und irgendwo muß man ja die Netze auswerfen.“

Wenn die Wissenschaft zu Hilfe kommen und alle die sehend machen könnte, die hier im Dunkeln toppen müssen! Wie grell hebt sie sich ab von unserer zielbewußten Zeit, diese ohnmächtige Riesenfahrt, die jede Nacht aufs Geratewohl in die Tiefe hinunterlangt und, wenn sie wieder heraufkommt, an sechs von den sieben Tagen der Woche doch nur schmale Kost in die Heimstätten trägt!

Um 7 Uhr sind wir auf den Nordwestbänken, drei bis vier Meilen vom Lande. Die Stromrichtung wird gefunden, eine Viertelstunde lang läuft das Boot hin und her, wie ein Tier, das sich schnuppernd sein Lager für die Nacht sucht. Dann schießen wir in den Wind, die Segel fallen, und der Mast wird herabgenommen und nach Lee windabwärts gebracht.

Wir liegen mit der Breitseite in See, die Klappen sind entfernt, und in den Lufen stehen die Rämmer und setzen die Garne aus. Das Boot stampft und wühlt mit dem Rüssel in der Krappsee. Ich würde gern mit Hand anlegen, kann aber nicht. Ich kann überhaupt weder stehen noch sitzen; meine Bauchmuskeln sind nicht kräftig genug, um das plötzliche Umnicken des Oberkörpers zu verhindern, wenn das Boot mitten im Sprunge innehält und nach der anderen Seite umschlägt. Ich muß mich auf den Rücken legen und mich festhalten. Die drei aber greifen allen Bewegungen des Bootes vor und machen sie mit, während sie unaufhörlich arbeiten. Die Garne über die Bootsseite zu schaffen und ins Wasser zu setzen, 10 Faden tief, ohne daß sie in Unordnung geraten, das ist eine Arbeit, die die größte Wachsamkeit und Gewandtheit erfordert. Ein Mann steht beim Boden des Netzes und bringt kleine Steine in den Säligen an, ein anderer steht am Hals und macht die Vale mit dem Korbelag fertig, die das Netz, zusammen mit den kleinen Steinen, lotrecht im Wasser halten soll. Der dritte geht in der Mitte hin und her; er nimmt die Garne aus dem Lastraum, löst sie auseinander, legt das Netz in die See und wirft in Abständen von etwa zehn Faden die großen Valenhölzer aus, die das Sinken der Garne verhindern sollen. Fuß für Fuß gleiten die Garne über die Bootsseite hinaus und versinken, die Hölzer fliegen unaufhörlich durch die Luft, und wenn sie niederfallen, spritzt das Wasser auf; sie und das Flaggenzeichen an den ersten Garnen bezeichnen unsern Weg.

Auf dem Meere liegen die Boote in Abständen von je einer Viertelmeile; sie haben alles Auftragende gestrichen und gleichen weißen Vögeln, die für die Nacht zur Ruhe gegangen sind.

Die Nacht bricht herein, und der Mond segelt über Kristiansö um Himmel dahin. Ich liege immer noch auf dem Rücken und halte mich fest, um nicht in die See geschleudert zu werden. Und während unaufhörlich gearbeitet wird, ist eine fröhliche Unterhaltung im Gange — von fremden Reichen und Ländern und davon, welche Plaisir es wäre, viel Geld zu haben. Ich spreche geradeswegs in den Himmel hinauf; und mir ist, als flächten mir meine eigenen Worte auf den Rücken nieder — so schlingert und rollt die See. Und die Valenhölzer fliegen, und durch die geschäftigen Hände gleiten und gleiten die Garne über die Bootsseite hinaus. Jetzt können wir die Flaggenboje nicht mehr sehen, sie ist zuweit entfernt. Die Strömung hat die Garne in einer Linie nach Süden hin gerichtet und schleppt uns mit sich fort; endlich, nach dreistündiger, unaufhörlicher Arbeit geht das letzte Garn über Bord, die Schnur wird am Steven des Bootes befestigt und zieht uns in die Strömung.

60 Garne sind ausgeworfen, jedes 18 Faden lang. Zehn Faden unter der Oberfläche des Meeres haben wir ein Netz ausgespannt, eine Viertelmeile lang und zehn Fuß hoch — ein Niesenwert! Die Schwärme werden uns schwerlich ausweichen können.

Es ist zehn Uhr. Wir liegen auf dem Rücken und lassen uns von den Garnen nach Kristiansö hinüberschleppen. Zu dieser Zeit steigt der Hering vom Grunde herauf und zieht in den Tiefen dahin, wo er seine Nahrung findet. Im Frühsommer hält sich der Hering ganz oben an der Oberfläche auf, aber mit der Wärme sinkt die Nahrung des Herings in tiefere Schichten und der Hering folgt ihr. Um Johanni schwimmt er vier bis fünf Faden tief und sinkt dann beständig zehn bis zwölf Faden; da schwimmt er jetzt. Im August steigt er wieder oder geht noch tiefer hinab, so daß er nicht gefangen werden kann.

„Er kann ja wohl,“ sagt der älteste der Fischer, „denn ich war in meiner Knabenzeit mit dabei, wie sie die Netze vierzehn bis fünfzehn Faden tief auslegten. Aber das hat man wieder ausgegeben; in dieser Tiefe gerieten die Garne so hart in die Klemme, daß sie sich fast nicht wieder heraufziehen ließen. Die Fanggeräte wurden zu arg mitgenommen, so daß es sich nicht lohnte. Aber nun wird es wieder losgehen, es ist bald Mitternacht.“

Die Männer stehen auf, setzen Rollen auf die Bootsseite und beginnen zu „ziehen“. Es ist eine Hundearbeit; im Vergleich damit war es das reine Kinderpiel, die Garne auszuheben. Die drei Männer ziehen und ziehen, das Boot entweicht im Wasser vor ihrem Griff, die Garne stehen so steif in der See, daß das Tauwerk singt. Zoll um Zoll müssen die Leute es heraufziehen — und 3000 Ellen sind ausgeworfen. Ich habe mich aufgerichtet und bin gespannt auf

das Ergebnis des Fanges. So oft ein Garn gelöst ist und in den Lastraum geworfen wird, ruft einer den Inhalt aus: Ein Hering — drei Heringe usw. Einmal steigt die Zahl auf neun, und der Zähler stößt ein bitteres Lachen aus. Sonst höre ich kein Wort — sie arbeiten nur. Aber alle gute Laune ist aus dem Boote geschwunden; stetig radern die Leute sich ab; Zoll für Zoll gleitet der Fang über die Bootsseite herein und scheint kein Ende nehmen zu wollen.

Im Osten kommt eine Wellenbank herauf; mit fernem, hohlem Stürren wächst sie gegen den Wind. Die Fischer wenden während der Arbeit den Kopf nach ihr hin, dann halen sie mit doppeltem Eifer. Es ist zu dunkel dazu, daß ich ihre Gesichter sehen könnte, und ich freue mich darüber — denn ich schäme mich. Schäme mich um meiner selbst willen, der ich ihnen heute nacht Glück bringen sollte, und um alles dessentwillen, was nicht für diese Leute getan worden ist. „Jhr, die ihr so vieles wißt . . . und die Vöcher . . . und Zeit habt — könntet ihr uns nicht etwas davon erzählen, wo der Hering zu finden ist?“ fragt mich plötzlich der eine der Fischer. Der Satz trifft mich bitter inmitten meiner Gedanken, und ich kann nicht antworten. Er erwartet auch keine Antwort, sondern holt nur weiter ein, Zoll um Zoll, von der unendlichen Reihe.

Nach dreistündiger harter Arbeit sind die Leute fertig, der Mast wird aufgerichtet und wir hissen das Gaffelsegel. Augenblicklich weht kein Wind; aber sie wagen es nicht, noch mehr Segel zu setzen, weil das Gewitter uns im Nu überraschen kann. Plötzlich springen zwei Mann auf und entfernen blitzschnell das Segel; der Mast wird heruntergeklappt und sie haben gerade noch Zeit, sich über ihn zu werfen, als ein Windstoß das Boot ergreift, aus dem Wasser emporhebt, mit steifem Arm rüttelt und dann wieder tief ins Wasser zurückwirft. Im selben Augenblick tritt Windstille ein, und die Blitze stürzen über uns nieder wie ein flammender Peitschenknall, schlagen hinter uns in die See und erfüllen die Umgebung mit Schwefelgestank. Eine Stunde dauert das Gewitter an; dann hellt es sich auf und die Segel werden zur Heimsfahrt gespannt.

Um 7 Uhr sind wir im herrlichen Wetter zwischen den Klippen. Ich nide den dreien zum Abschied zu und steige die Felsklüfte hinan. Die Fischerfrauen kommen herabgelaufen; sie lachen und winken und fragen mich in der Eile, ob der Fang gut gewesen. Ich nide wieder, habe aber keine Zeit, ihnen Antwort zu geben.

Ein Roman von Gerhart Hauptmann

Im Beginn seiner Dichterlaufbahn gab Gerhart Hauptmann zwei nobellistische Studien, den „Bahnwärter Thiel“ und den „Apostel“. Jetzt, nach beinahe zwanzig Jahren, nimmt er jenen Faden auf, um ihn zu einem feltamen Gewebe zu verpinnen. Und dies Gewebe heißt: „Der Rarr in Christo Emanuel Quint“.

(S. Fischer, Verlag, Berlin 1910.)
Es ist nicht der Roman eines „Gottsuchers“; es ist der Bahn, Gottes Sohn zu sein, der sich in Emanuel Quint, dem schlechtesten Fischer, verkörpert. Und hinwiederum noch ein anderes. Quint ist dem Dichter ein Symbol für den religiösen Schwarmgeist seines Heimatvolkes, in dem sich zugleich die Säkung einer bestimmten Epoche menschlicher Entwicklung spiegeln soll. Nur in dieser Doppelbeziehung zu transzendentalen Mächten und sinnlich wahrnehmbaren Weltleben gewinnt die symbolische Gestalt des Emanuel Quint einen Schein von Wahrheit und Wirklichkeit. Aus dem Schoße eines so gearbeten Gebirgervölkchens könnte wohl ein solcher Schwärmer oder „Rarr in Christo“ entprossen sein. Rähme man Quint völlig losgelöst von jedweder irdischen Voraussetzung lediglich als Geschöpf für sich, so verliere sich all sein Wesen in Nebel. Nur der völlige Hintergrund macht ihn einermachen glaubhaft. Glaubhaft allerdings in sehr enger Begrenzung; denn kein moderner Mensch mit aufklärtem Verstande wird zu Quint eine Brücke des Verstehens finden. Als reines Religionsidol aber wird er vor allem den orthodoxen Bibelgläubigen unannehmbar sein; ihnen dürfte Quint geradezu als Blasphemie erscheinen! In den Köpfen aller Einfältigen, Frommen, im Lager aller Sektler, wie sie auch heißen und was sie anbeten mögen, dürfte dieser Roman jedoch zu wunderlichen Verwicklungen, Erweckungen und Offenbarungen — aber auch zu unheilvollen Mißverständnissen verleiten.

Zweifelloso ist mystischer, sektiererischer Religionsgeist — das Erbteil der Oberschleier nach Hauptmanns Befund — bei Schaffung dieser symbolischen Gestalt mit am Werke gewesen. Dieser starke Einschlag im Verein mit einer noch stärkeren dichterischen Einschaltung verleiht dem Ganzen einen gewissen Zauber, der selbst den skeptischen Leser über die öden Strecken bibelhafter Dogmatik hinwegreißt. Wer auch nicht wollte — und solch Mißbehagen stellt sich bald ein! — Hauptmann zwingt ihn doch, bei seinem Helden zu verweilen; denn es gibt kein Kapitel, ja kaum eine Seite des 33 Druckbogen überschreitenden Buches, wo nicht von Quint geredet wird, oder wo der nicht selber redete. Quint wäre nicht, was er zu sein glaubt, wenn auch nur einmal die Handlung auf andere Personen überspränge. Sondern Hauptmann hält ihn bei sich fest, dreht und wendet ihn nach allen Seiten, hofelt äußerlich an ihm herum, und erschöpft daran allen psychopathischen Spür- und Tieffinn, um Quint nicht bloß einen

„Narr in Christo“ lässigen zu lassen — mehr noch ihn sich selber zu verächtlichen. So kommt es, daß aus diesem „Antichrist“ eigentlich Hauptmann spricht.

Man könnte also diesen Roman als persönliches Bekenntnisbuch, als Generalbeichte des Dichters deuten, wenn nicht sowohl der Held, wie alle seine Jünger und Anhänger — pathologische Naturen wären. Sie mußten es sein, sonst wären sie ja als Träger religiösen Irrwahns untauglich gewesen!

Da ist's nun freilich interessant, dem psychologischen Scharfsinn des Dichters zu folgen; denn er offenbart sich als selten tiefen Analytiker krankhafter Seelen. Mit stammer Bewunderung wird man sehen, wie er seinen Helden vom naiven Glauben bis zum wahnwitzigen Verwahrlosten, daß er Christus selber sei, über sich hinaus steigert. Und man wird auch sehen, auf welche Art und Weise Emanuel Quint zu diesem Wahn gebracht wurde. Gebirgsdörfler, arm und elend wie er, beinahe noch kränker, in einigen Typen freilich noch raffinierter, weltkundiger wie er, hoben und schoben ihn auf die gefährdrohende Höhe des Gottmenschen — bis er von der Ueberzeugung seiner Gottähnlichkeit und Weltlöserjüngung vollkommen durchdrungen ist.

So aber wird er fähig, auch Christi Kreuz zu tragen. Natürlich äußert sich der Zusammenprall mit der Wirklichkeit von heute fast genau so furchtbar, wie vor zweitausend Jahren, da Christus in Palästina gelebt und gelitten haben soll. Quint kommt nämlich nach viel Verleumdung und Verfolgungen, wegen eines Lustmordes stark verdächtigt, ins Gefängnis. Zwar stellt sich seine Schuldlosigkeit heraus. Aber nunmehr ist in Schlessen nicht länger mehr seines Weibens. Und der Wahn, der leidhaftige Christus zu sein, bleibt ihm zum Begleiter. Von Breslau wandert Quint nach Westdeutschland, überall, wo er anklopft, von den Türen abgewiesen; und von da rheinaufwärts in die schweizerischen Alpenregionen. Hier verliert sich seine Spur; hier endet sich unter einer Schneelawine sein Dasein.

Wenn nun aber Hauptmann in „Emanuel Quint“ das leidvolle Erdendasein eines Künstlers symbolisch darstellen wollte, wie dann? Gäbe es dann dieses ganzen religiösen Apparates und mystischen Zaubers bedurft? Man kann bejahend und verneinend antworten. Vielleicht ist jeder Mensch, der irgendeine Heilsbotschaft zu verkünden hat: der auf den Höhen des Geistes wandelnde Dichter und Künstler, wie der aus den Tiefen eines trübseligen Daseins zum Licht der Erkenntnis emporstrebende Proletarier — prädestiniert für den Kreuzestod auf Golgatha? In seinem „Glocke“-Drama hat ja Hauptmann schon viel früher eines hochstrebenden Künstlers Geschied symbolisch gedeutet. Religiöser und schöpferischer Wahn — wo münden sie in einander über? Wo liegt ihre Scheidgrenze? „Kunst ist Religion“, hat Richard Wagner gesagt.

Wie also, wenn Hauptmann vom Verlangen getrieben worden wäre, zwei Symbole auf eine Gestalt zu vereinigen? Es wird daran kaum zu zweifeln sein. Wir stoßen verschiedentlich auf Spuren der ringenden Dichterseele — aus jüngeren Tagen. Reminiszenzen an Gleichstrebende (die Gebrüder Hart, Peter Hille u. a.) klingen an, Gestalten, die ihm vor Augen waren und denen er in Dramen vordem ein Denkmal der Erinnerung setzte („Kollege Crampton“, „Das Hammele“ u. v. a.) gehen episodisch durch den Roman. Vollends ist die ungemein plastische Schilderung des Treibens im „Nusenheim“ zu Breslau ein starkes Erlebnis aus der Zeit um 1890 herum, in der ja auch die Dichtung wurzelt. Und wenn sich dann Emanuel Quint im kompletten Wahnsinnsausbruch zu seiner alle irdischen Mächte niederschmetternden Fluchrede erhebt, wenn er weder durch den Mordverdacht, noch durch eine lange peinvolle Unterjüngungshaft gebrochen wird, sondern seine Anhänger, wahre wie falsche, Betrogene wie Betrüger, von sich weisend, im festen Glauben an sich selbst ganz allein in die Fremde schreitet, dem vorzeitigen Tode entgegen: — dann fliehen wohl „der Narr, der sich Christus nannte“ und jener unsichtbar nebenher Wandelnde, den Hauptmann ihm zugesellte, in einer Gestalt zusammen. Warum sollte Quint, der „Narr“ nicht auch St. Sebastian der Dichterkünstler sein? So gesehen, gewänne der Roman ein symbolische Doppelbedeutung.

Aber auch in anderer Beziehung ist er höchst wertvoll. Eine Anzahl von Typen aus dem proletarischen Volke, wie aus den Kreisen der begüterten Vornehmen und ärmtlichen Intellektuellen beschwört die realistische Schilderungskraft des Dichters zum Leben. Mystik und starr unerlöschliche Wirklichkeit reichen sich die Hände. Poetische Idylle und erschütternde Bilder des Schreckens gleichen an der Seele des Lesers vorüber. Rag da oder dort sich der Griffel des stilisierenden Künstlers offenbaren und manche Figur in ihrem Tun und Treiben knapp an der Grenze zwischen Schein und Wahrscheinlichkeit sich bewegen. Solcherlei kleine Ausstellungen rauben dem Roman nicht ein Jota seines dichterischen Wertes.

Ernst Krewski.

Kleines feuilleton.

Anthropologisches.

Die Entwicklung des menschlichen Gehirnes. Bei unseren unmittelbaren tierischen Vorfahren hatten die vier

Extremitäten einerlei Funktion: Vorder- und Hinterglieder, Hand und Fuß waren zum Greifen eingerichtet, ein Zustand, der sich im Affengeschlecht ja bis heute allgemein erhalten hat. Beim Menschen ist die Hand konservativ geblieben; dafür aber hat sich die hinter-Extremität gewandelt: aus einer Greifhand ist ein Stützfuß geworden. Als Ursache der Umbildung wurde seither immer der aufrechte Gang angenommen. Zwei unserer bedeutendsten Anthropologen Klaatsch und Schootenjad, haben in letzter Zeit an Stelle dieser Theorie eine andere, wahrcheinlichere, gesetzt, die durch ihre Einfachheit geradezu verblüffend wirkt; in sehr ansprechender Form behandelt sie der Direktor des Leipziger Museums für Völkertunde, Prof. Dr. K. Weule in dem neuesten Kosmos-Bändchen „Kultur der Kulturlosen“ (Stuttgart 1910, 1 H.), dessen Ausführungen wir hier in gedrängter Form wiedergeben. Danach ist unser Fuß nicht die Folge des Aufrechtgehens, sondern vielmehr erst die Voraussetzung dazu. Er ist entstanden infolge einer bestimmten Klettermethode. Im dichten Walde mit seinem Ast- und Zweiggewirr bedarf ein Tier in erster Linie greifender, die Stützpunkte umfassender Extremitäten zum Schwingen und Klettern. Anders bei einzelfühenden, besonders dicken und wenig verzweigten Bäumen; in einer natürlichen Parklandschaft ähnlich der im heutigen Australien, wo die Bäume glatt und astlos in die Luft ragen. Da wird aus dem Greifen ein Anpressen an den Stamm; die Beweglichkeit der großen Zehe wird aufgehoben, der Fuß klammert sich an den Baum, indem er sich gleichsam festsaugt. Aus dem greifenden Klettern wird so ein Hinaufklettern, bei dem die Arme nur die Stütze abgeben. Den besten Beweis dafür bieten die in solchen Gegenden heute lebenden niederen Völker mit ihrer eigentümlichen Klettermechanik, die Australier, die Westafrikaner in Kamerun, in Loango, verschiedene Indianerstämme in Zentralbrasilien usw., die alle anders klettern als wir Europäer. Wir klettern bekanntlich hauptsächlich mit den Knien, die genannten Völker dagegen lassen lediglich den Fuß mitarbeiten. Das Klettern ist bei ihnen ein Hinaufklettern am Stamm. Bei dünnen Bäumen umklammern sie dabei den Stamm direkt mit den Armen, bei dickeren werden Kletterapparate zu Hilfe genommen. Etwa eine Liane — bei den Negern ein sorgfältig geflochtenes Seil mit bequemen Handgriffen — die man um den Baum herumlegt, um die freien Enden mit beiden Händen zu erfassen. In demselben Tempo, wie nun unten die Füße in die Höhe marschieren, schiebt der Kletterer auch die Liane rudweise aufwärts. Eine sehr lange Fortsetzung dieser Klettertätigkeit — nicht das Aufrechtgehen von Baum zu Baum — hat so allmählich den uralten primitiven Greiffuß in das Stützorgan verwandelt, das er heute ist. Hand in Hand damit ging eine sehr wesentliche Umbildung des Rumpfes und der Arme. Bei der geschilderten Klettermethode muß zur Erhaltung des Gleichgewichts der Oberkörper stark zurückgebogen werden; so kam es allmählich zu jener scharfen Knickung der Lendenwirbelsäule, die ausschließlich dem Menschen eigentümlich ist, und zur Zurückbiegung des Nackens, um den Kopf nach hinten zu bringen. Erst dadurch wurden Kopf und Oberteil des Rumpfes soweit nach hinten verlegt, daß der vollkommen aufrechte Gang auf ebener Erde ermöglicht wurde.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Crookes über die neuen Elemente. Als Gast des angesehenen Autorenklubs in London hat Sir William Crookes, der berühmte englische Physiker einen Vortrag über die neuen Elemente in der Chemie gehalten. Er sagte, daß die strahlende Materie und das Radium selbst die neue Wissenschaft von der Radioaktivität geboren haben. Die Zahl der zu dieser Gruppe gehörigen Elemente ist in einer dauernden Zunahme begriffen. Bis jetzt kennt man ungefähr zwanzig, aber es werden noch mehr hinzukommen. Eins dieser Elemente, das seit langem bekannte Uranium, hat, wie man erst durch diese Forschungen berechnen gelernt hat, eine Lebensdauer von Hunderten Jahr-millionen, andere haben eine solche von Jahrtausenden und eines von ihnen eine so kurze Lebensdauer, daß sie nur vier Sekunden beträgt. Diese Begriffe sind sämtlich völlig neu für die Wissenschaft. Noch vor wenigen Jahren hätte man große Augen gemacht, wenn jemand von der Lebensdauer der Elemente gesprochen hätte. Haben doch diese ihre Namen daher, daß sie als Urstoffe betrachtet werden und als unveränderlich und in diesem Sinne ewig gelten. Damit bildeten sie eigentlich einen Widerspruch gegen den Satz des altgriechischen Philosophen „alles fließt“, und der Nachweis, daß diese mutmaßliche Ausnahme von dem Gesetz nicht besteht, ist ein Sieg philosophischer Ahnung über tausendjährige naturkundliche Irrtümer. Crookes drückte diese Weisheit in dem Satz aus: Der Schlüssel zu allem ist die Tatsache, daß nichts dauernd ist außer dem Wechsel. Und wirklich wird man sagen dürfen, daß überall da, wo ein Ding oder ein Bewegungszustand unveränderlich erscheint, seine Veränderlichkeit vom Menschen eben nur noch nicht entdeckt worden ist. So ist es auch beispielsweise mit der Länge des Erdentages ergangen, der so lange als unveränderlich betrachtet worden ist, bis in neuester Zeit auch dieser Glaube erschüttert wurde. Geradezu unwägend ist der Anspruch von Crookes, die Physiker seien jetzt zu der Anschauung gelangt, daß es ein solches Ding wie eine Materie überhaupt nicht mehr gebe, und daß die verschiedenen Formen des Stoffs nichts anderes seien als Schichten von positiver und negativer Elektrizität.